

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 1

Artikel: Stifters "Nachsommer"
Autor: Rychner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

STIFTERS «NACHSOMMER»

VON MAX RYCHNER

Oberplan liegt im Böhmerwald an der Moldau, in der Gegend, wo diese ihren ursprünglichen südöstlichen Lauf zu bereuen scheint und entschlossen nach Norden umbiegt, um bald nach ihrem Triumphzug durch Prag sich in der Elbe aufzulösen. In Oberplan kam Adalbert Stifter 1805 zur Welt, nahe der bayrischen und der österreichischen Grenze, doch auf deutschböhmischem Boden. Geschichtlich heißer Boden heute, wo Stichflammen des Aufstandes, der Revolution aufschießen, wo ein übertriebener Nationalismus das jahrhundertealte Zusammenleben der Tschechen und der Deutschen verunmöglicht hat und nun von einem übertreibenden östlichen Sozialismus beerbt worden ist.

Goethe, der sich in keinem Lande so oft und einläßlich aufgehalten hat wie in Böhmen — Marienbad ist ein bedeutungsvoller Name in seinem Leben und Werk —, war nicht nur von den geologischen Merkwürdigkeiten jener Gebiete angetan: er ließ sich mit Volkskunde und Literatur ein, hielt Verbindungen mit Schriftstellern und Gelehrten und konnte damals eine Lage sehen, wie er sie nach dem positiven Zuge seiner Natur wünschen mußte: «Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zuletzt die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung deutsch zu sein, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerseits recht eigentlich böhmisch.» Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es so, als die Tschechen, durch Herder und die deutschen Romantiker frisch belebt, sich ihrer Geschichte und Volkskunde zuwandten und in der Entdeckung ihres Eigenwesens große Schritte taten. Die Selbstentdeckung hatte rauschhafte Züge; in der Begeisterung kam es zu Fälschungen: die Köninghofer und die Grünberger Handschrift, beide 1817 angeblich gefunden, sollten dichterische Zeugnisse der Tschechen aus dem 14., letztere sogar aus dem 9. Jahrhundert enthalten; von der Gegenwart aus wurde ein Stück Kultur-

geschichte, wie es zwar nicht vorhanden war, wie es aber vorgestellt und namentlich gewünscht werden konnte, einfach erdichtet.

Von heute zurückblickend, möchte man sagen: welch romantische Vorform des Nationalismus, welch geistiges Trachtenfest! Das Wahrheitsethos der Wissenschaft gebietet freilich die Kennzeichnung der Fälschung als Fälschung; aber daß ein geschichtstrunkener Tscheche die Zeit aufhob und als Zeitgenosse früherer Jahrhunderte dichtete, und zwar mit stürmischem Erfolg, brachte in Verkleidung eine seelische Wahrheit seiner Gegenwart an den Tag. Immerhin, damals ging es noch um kulturelle Anliegen; mit der nationalen Selbsterfassung war jedoch eine immer schärfere Selbstabgrenzung gegeben, und schließlich endete natürlich alles in Politik. «Alles beginnt mit einer Mystik und endet in Politik» — dieses Wort von Péguy erhellt auch jenen Vorgang, indem es ein Grundverhältnis der Geschichte ausspricht. Wir Zeitgenossen haben miterlebt, wie die Länder Böhmen und Mähren gewaltsam zuerst germanisiert und nun rein slawisch gemacht werden sollen; damit entfernen sie sich vom Gesetz ihrer Ursprünge und Geschichte. Das Hinüberwechseln von der Kultursymbiose zu einer ausschließenden Einheitskultur ist eine Verarmung, man kann es drehen und wenden wie man will, abgesehen davon, daß das rein tschechische Erbe die frühere Teilhabe an der deutsch-europäischen Geistesgeschichte in nichts zu ersetzen vermag. Die einzigen Dichtungen, die Böhmens Ursprünge und Frühzeit in weltgültiger Prägung heraufgerufen haben, sind Clemens Brentano: *Die Gründung Prags*, Grillparzer: *Libussa* und *König Ottokar*, Stifter: *Witiko*.

*

«Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit», hat Adalbert Stifter aus Oberplan geschrieben, in verdunkelnden Vorgefühlen, daß das Maß, das in ihm auf zitternder Nadel noch Richtung hielt, bedroht sei. Er war durch bäuerliche Herzwurzeln wie durch geschichtliches Bewußtsein der Heimat verbunden, durch seine Klosterschulung auf eine freie und große Manier dem christlichen Glauben, durch seine Wiener Jahre dem politischen Kunstgebilde der Doppelmonarchie, welche Völkerschaften von zwanzig Sprachen in sich barg, durch seinen Kunstwillen der Reife Goethen. Schon in den Novellen, zusammengefaßt jedoch im *Nachsommer*, bekundet sich eine geistig sich durchformende Menschlichkeit zart und streng: die Gestalten des Romans sind in wachster Empfindung einander zugeordnet, und was die Strenge betrifft, so wird sie von jedem Einzelnen nur gegen sich selber gekehrt, um an Läuterung ein Aeüßerstes zu erreichen und um sie mit der welterkennenden Vernunft in Einklang zu halten. Die

Bezüge dieser Menschen zueinander sind ganz auf Diskretion abgestellt, ja diese wird auf eine gebrechliche Spitze getrieben. Die gegenseitige Schonung kennt keine Grenzen; die Achtung quillt hier noch warm aus Tiefen des Herzens, das Einandergelassen aus immerwährendem Gefühl für die Unantastbarkeit der zum Edlen hin Strebenden.

Der Dichter steht zu ihnen, wie sie zueinanderstehen: wir erfahren in dem 782 Seiten (Inselausgabe) umfassenden Roman den Namen des Helden zum erstenmal auf Seite 738. Heinrich Drendorf, ein untheatralischer, auf Naturwissenschaft und Kunst gerichteter späterer Bruder Wilhelm Meisters, hält sich mehrfach wochenlang auf dem Landgut des alten Risach auf, ohne daß sie, zufällig ins Gespräch geraten, ihre Namen wissen. Sie haben sich erkannt und gefunden; da ist bereits in einer gütigeren Sphäre eine Beziehung erwachsen, an der die Kenntnis des Namens kaum noch etwas zu regulieren vermöchte. Seite 644 gibt sich der Alte dem Jüngling beiläufig zu erkennen. Man darf da füglich vom Pathos der Distanz sprechen. Ein Abstand, der jede Reibung ausschließt, wird innegehalten. Die Formen der Höflichkeit werden peinlich gewahrt, ja bis zum Förmlichen angestrengt; es ist, als hätte das spanische Hofzeremoniell von Wien hier eine Uebersetzung ins Bürgerliche erfahren, in eine zum Adeligen aufstrebende, diesem ohne Duckmäuserei nacheifernde Sitte. «Bürgerlich» ist sie in ihrer Armut an Unmittelbarem und an Temperament, in ihrer allzu bewußten, genießerischen Geklärtheit. Die sonderbare innere Unangefochtenheit der beiden jungen Menschen, die sich finden sollen, ihre ins Fibelhafte gesteigerte Bravheit, ihr allzu mühelos beherrschtes Wesen verleiht ihrem Vorbildcharakter etwas Ueberdeutliches, ja absichtsvoll Erzieherisches.

Stifter wies den Leidenschaften einen unteren Daseinskreis zu; das geht aus einer dicht in die Thematik des Buches gewobenen Stelle hervor, wo begründet wird, «weshalb es denn nichts Falscheres geben kann, als wenn man von edlen Leidenschaften spricht». In einem Brief heißt es: «Leidenschaft ist verächtlich, darum die neue Literatur häufig verächtlich.» Wenige Jahre nach dem *Nachsommer* erschienen Dostojewskijs *Dämonen*, eine Gegengründung zu all dem, was Stifter wert hielt, die bare Entfesselung gegenüber der sorgsamsten Gehaltenheit. Wo aber Leidenschaft hervorbricht, wie in der Jugendgeschichte Risachs, wendet Stifter sie, Goethe getreulich folgend, zur Entsagung, zur Läuterung. Die Beziehung des alten Freiherrn zu der weißhaarigen Mathilde ist immer noch Liebe, aber nicht mehr auf Besitzen ausgerichtete. Alle Ichsucht ist getilgt; es ist, als wäre das unter Schmerzen gereinigte Gefühl der allgemeinen Liebe der Welt zugeströmt und würde von den beiden Menschen nur noch wie ein

allerhöchstes Lehen gehegt: zwei glühende, einst einander zustrebende Sterne sind auseinandergehalten worden und umkreisen sich nun ruhig in gesetzmäßiger Bahn, in der Schweben gemilderter Anziehung gehalten, Licht und Wärme ringsum allen verteilend, die ihnen nahen. Uebermaß und ichbefangener Stolz der Leidenschaft haben sich selber zugrundegerichtet und schließlich aufgehoben, damit das Edle sei. Die Rosen, die eine so wichtige Stelle in dem Buch innehaben, sind das Symbol der Leidenschaften; die Sorge des alten Landedelmannes gilt ihrer Veredelung, ihrer Züchtung und der weise genießenden Schau auf das, was sie an Schönheit leisten, wenn eine überlegene Hand sie zu Ordnungen bindet. An dem Haus ist «eine wahre Gewalt von Rosen», heißt es; aber die Gewalt ist gewußt und in Maß gehalten. Ihr Lebensgepränge wird ins Verhältnis gesetzt, indem «der Reiz des Vergangenen und Abgeblühten» wiederholt hervorgehoben wird, wodurch die gesamte Bahn des Lebendigen, nicht nur dessen Scheitelhöhe, verklärt wird. Die Gesichter der Alternden tragen, wie der Dichter glaubt, nicht bloß inselhafte Ueberreste der Jugendschönheit, sondern das im Menschen wirkende Edle prägt auf ihnen eine autonome Altersschönheit aus, die nicht auf Anleihen gegründet ist.

*

Das ist im Sinne des Dichters zu übertragen auf Kunstwerke der Spätreife des Einzelnen wie der Kultur. Der Biograph Urban Roedel sagt, Stifter sei mit fünfzig ein alter Mann gewesen; der *Nachsommer*, in jenen Jahren unternommen, bezeugt es. Die Lebensbewegung des Dichters und die des Zeitalters sind zur Höhe gelangt und halten, einen Augenblick wie in Starre gebannt, an. Diese Starre ist ein Element in unserem Roman. Es ist, als wäre darin der Fluß der Zeit über Strecken hin vereist. Die erzieherische Absicht droht den Menschen des erlesenen kleinen Gesellschaftskreises manchmal die Luft abzuziehen, so daß sich das Leben nur noch über die geringsten Widerstände der Repräsentation fortleitet, wo den Tagen wenig mehr auferlegt ist als genaue Wiederholung. Die Kraft geistiger Bezauberung ist dann geschwächt und rinnt matt in gegenseitiger sachlicher Belehrung dahin: Gespräche oder gar Vorträge über Mauertünche, Vogelleben, Edelsteinkunde, Täfelverkleidungen usw. laufen in der Gesamtbewegung noch symbolisch übermüdet mit, ohne aber selber etwas bewegen zu können. Die mit vielen Sachen so eifrig aufgebaute Fülle überzeugt zuweilen kaum noch, daß sie mehr sei als mühsam bezwungene, gelegentlich nurmehr verstellte Leere; sie wirkt wie ein verzweifelter Festhalten von Dingen, die man entgleiten fühlt und im Innersten bereits englitten weiß. Es ist ein magisches Beschwören,

ein großartig tragischer Wille am Werk, der größeren Welt weimarischer Bedeutung noch einmal von Linz aus dieselbe Bedeutung zuzusprechen — mit weniger, wenn auch einigen hochentwickelten Mitteln. Kult der Kunstmappen, der antiken Bildhauereien, der Geologie, der Wetterlehre, der Botanik, der Malerei, Dichtung (die Musik darf nicht fehlen; sie ist durch das Zitherspiel vertreten), das sind hier Stiftersche Formalien, die einzig von Goethes sonnenhafter Ideenfülle (die nicht allein im sachlichen Blickverhalt, sondern in der Entelechie jeden Satzes wirkend bleibt) ihren schön beruhigten Mondglanz empfangen, der nicht zeugt, wie das warmflutende höchste Licht, aber die hohe Würde staunenswert einzigartigen Vollseins erreicht. Wenn schon am höchsten Maß gemessen wird: Stifter — und darin offenbart sich ebenfalls Größe — hat sich ihm nicht entzogen; er hat Goethe und die Klassiker unseres alten Abendlandes von Homer an über alles verehrt, auch wenn er sich über sie kaum oder dann kaum je eigen geäußert hat, und er hat es in durchgehaltenem, äußerstem Anspruch an Dichtung abgelehnt, als Dichter zu gelten.

*

Einen «sozialen Roman» hat er den *Nachsommer* genannt; er ist es in der genauen Darstellung adliger und bürgerlicher Schichten, die in der Stadt und auf dem Land gleicherweise heimisch sind und durch die Ausrichtung ihrer Interessen auf Kunst und Wissenschaft übereinstimmen. Oberes, das heißt hier allerdings auch reiches, doch in erstem Betracht kultiviertes Bürgertum und kulturbewußter Adel werden hier in den Gestalten des Wiener Kaufmannssohnes Heinrich und der Komtesse Natalie vermählt. Ein goethisches Anliegen; die *Natürliche Tochter*, die *Wanderjahre* u. a. erkennen die Bedrohtheit freier Menschlichkeit durch die Despoten von oben und unten und erwägen einen Zusammenschluß der Stände, in denen die eigentliche Bildung den hervorbringenden Lebensgrund gefunden hat. Was Goethe aus der Bedrängnis der Revolution von 1789 bewegte, bedrängte Stifter aus der revolutionären Bewegung von 1848: die stete Möglichkeit gesellschaftlicher Erdschübe.

Weniger die moderne Idealsetzung erschreckte den Dichter, als die sprunghafte Mutation, welche einen neuen Menschentypus herauf- und an die Schaltstellen der Macht bringen konnte. Er hatte von der Märzbewegung ursprünglich in idealistischer Weise vieles erhofft; er glaubte in der ersten Begeisterung, «das Ideal sei zur Wirklichkeit verkörpert». Die Ernüchterung folgte unverzüglich. «Wie schrecklich mich die Wiener Ereignisse angriffen, können Sie sich gar nicht vorstellen . . . Mögen Vernunft und Menschlichkeit siegen — zwei Dinge,

die jetzt fast aus der Welt geflohen zu sein scheinen». (Brief an Heckenast.) Tief erschreckt ihn, wie er erfahren muß, daß im Element der Aufwühlung «so mancher Charakter, auf den man bisher baute, plötzlich umschlägt und sich von den bösesten Leidenschaften beherrschen läßt». Verborgene Abgründe im Menschen enthüllen sich: «Unter manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen.» Welch eine Erkenntnis für ihn, der selber die Sache der Freiheit vertrat, daß Freiheitsmänner, indem sie ihre Sache voranstießen, folgerecht die Bewegung bis zu einem ursprünglich nicht gewollten Ende, bis zur Parodie, bis zur Tyrannei mit Freiheitsphrasen mitmachen mußten, mitgezwungen im Schraubengang einer Entwicklung, von deren hundert Bedingtheiten sie in lehrhafter Benommenheit nur etwa zehn überblickten!

Diese Erkenntnis ist Stifter mit einem Stromschlag des Schreckens durch und durch gefahren; seine humane Welt, eine Welt ruhiger Bildung, war bedroht. Der *Nachsommer* ist eine Gegengründung zur Revolution, seine Starre das Gegenstück zu ihrer Bewegtheit, seine Zartheit zu ihrer Roheit, seine Beherrschung zu ihrer Entfesselung. «Selbstbeherrschung» ist ein Wort, das er vorzog. Der kleine Sippenkosmos, den er wie eine zeitgenössische Utopie entwarf, besteht nur aus reinsten Bestandteilen; er soll das Bestehen verklären in einer Welt, die immer mehr alles auf umstürzendes Werden setzte. Nicht unbedingt das vom Dichter in seiner Zeit vorgefundene Bestehende: er hoffte auf eine kommende Epoche «der Größe», er sah die steigende soziale Bedeutung der Naturwissenschaften, der Technik und Industrie als eine ihn nicht erfreuende, aber hinzunehmende Tatsache, er vertraute auf eine künftige Ordnung, in der «allen alles zugänglich» wäre. Er war gegen die Zukunft hin nicht zugeschlossen, drängt ihr freilich auch nicht entgegen. Wie er in der Natur die langsamen Vorgänge liebte, die Steinbildungen, das Wachstum langlebiger Bäume, so war er überzeugt, daß die geschichtliche Entwicklung neuer Zeit in eine übersetzte Eile geraten sei, daß die auf ein fehlgedachtes *Sofort!* hinstrebenden Menschen, Ueberhitzte in ihrem Wollen, Drängen und Tun, zu ihrem Gedeihen den zeitlupenhaft gemächlichen, doch sicher sich erfüllenden Bildungen eine neue, tieferfühlende Aufmerksamkeit zuwenden mußten. Das ist «organisches» Denken, wie es konservative Staatslehrer auch entwickelt haben, indem sie die Geschichte als einen Naturvorgang betrachteten, während sie doch ebensosehr ein Gebilde menschlichen Wollens und Entwerfens ist, Menschenschöpfung mit der Spannweite vom Höchsten bis zum Niedrigsten.

*

Staat und das Verhältnis zum Staat wird nur in der Widerspiegelung sichtbar. Die ganze menschliche und geistige Ausbildung des Helden geschieht zwar im Hinblick auf eine mögliche spätere Tätigkeit im Staatsdienst. Aber noch befaßt er sich nicht mit Sachfragen dieser Gebiete; er erzieht sich selber zu einem humanistisch Gebildeten. Kenntnis der alten Sprachen und Literaturen sind selbstverständlich, Mathematik und Naturwissenschaften werden peinlich genau studiert, wie bemerkt wird, ohne daß des Lesers Interesse daran berührt würde, die Vertiefung in die Kunstgeschichte, in die Musik vollendet den ernstesten Gang durch die abendländische Welt der Werke und des genialen Wirkens. Heinrich wendet sich allem bedächtig, gründlich und etwas schwunglos zu, als ob die schwere Aufgabe, ein allseitig Gebildeter zu werden, sein ungemeines Verantwortungsgefühl doch etwas bedrücke. Als ein Idealmodell ist er gedacht: mit seiner Ehrfurcht vor geistiger Schöpfung, mit seiner Differenziertheit in den Unterscheidungen, mit seinem vor jeder Erscheinung neu aufgeschlossenen, empfangenden Bewußtsein sollten die Staatsmänner ausgerüstet sein, welche die empfindlichen Gebilde der menschlichen Gemeinschaften verwaltend zu fördern haben.

Der gesamte Bildungsfundus unserer alten Welt wird in dieser Weise als eine durchaus verpflichtende, den Politiker im Innersten konstituierende geistige Macht in das drängendste Leben der Gegenwart hereingenommen. Humanisten sollen den Staat lenken — das ist der Sinn. Die Sorge, ja die Angst, die in Stifter diese Forderung mitbewirkte, ist unverkennbar; der Schreck, der ihn 1848 erschütterte, hatte sich nie mehr ganz beruhigt. «Ich habe wahrscheinlich das Werk um der Schlechtigkeit willen gemacht, die im allgemeinen mit einigen Ausnahmen in den Staatsverhältnissen der Welt, in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht...»

*

Indessen war Stifter zu erfahren, um nicht zu wissen, daß Menschlichkeit und Geistigkeit, auch wo sie vereint die vollendete Harmonie der Kugel ergäben, noch nicht den zum Guten wirkenden politischen Menschen hervorbrächten. Etwas muß dazu kommen: Begabung. Ob Heinrich politisch begabt sein wird, bleibt gleicherweise offen wie die Frage, ob seine humanistische Vorbereitung unter dem Zeichen eines besonderen Talentes geschah. Es ist kaum anzunehmen; sein Interesse gewinnt jeweils einen Schwerpunkt in dem Fach, mit dem er sich vertieft einläßt. Der Eindruck ist mitunter fast bemühend, daß nicht Begabung, Liebe und Feuer für Kunst, Wissenschaft, Staat seinen Wert ausmachen, sondern sittlicher Wille zum Schönen, zum Er-

kennen, der noch beständig eingefasst und gehalten wird vom Willen zu diesem Willen. Des jungen Mannes Bemühen um die Kunst hat etwas Aeltliches; mit Sorgenfalten stellt er sich zu verschiedenen Tageszeiten (der Lichtwirkungen wegen) vor eine antike Mädchenstatue, die dem Leser unsichtbar bleibt, läßt sich von ihrer Schönheit anschauern, begibt sich hinweg, und damit ist alles vorbei. Er ist bemüht, und er macht es sich nicht leicht; eine ethisch reichgesättigte aber etwas gnadenlose Aura umgibt ihn. Er, Heinrich Drendorf, verhält sich zu Wilhelm Meister wie der alte Rat Goethe zu seinem Johann Wolfgang.

*

Seine ihn bestimmende Begabung liegt zweifellos im Sittlichen; er ist eine fast unirdisch reine Seele und ist es unangefochten. Aber die Frage des Talentes hat Stifter auf eine heimlich unheimliche Weise beschäftigt — weniger wohl in bezug auf seinen jungen Helden, dem er eine besondere Art von Wohlgeratenheit zulegte, als in bezug auf sich selbst. In ungetrübten Momenten traute er sich «Meisterhaftes» zu, «was für alle Zeiten dauern und neben dem Größten bestehen kann»; so wenigstens suchte er den Glauben des Verlegers Heckenast an sich zu festigen. Weit häufiger jedoch lehnte er es ab, ein Dichter vom Rang derer zu sein, die er als Dichter gelten ließ: Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Goethe. «Ein Dichter bin ich gar nicht, ein Dichter ist etwas Hohes und Herrliches . . . Ich habe nie, gar nie in meinen Schriften erreicht, was ich gewollt habe, das Geschriebene war immer gegen das Gedachte so kalt, leer und holperig, ich weiß daher recht gut, daß so vieles fehlt, der Ton für Höheres und Edleres mag in ihnen angeschlagen sein.» Dieses in den letzten Worten vorgebrachte Thema wird in einem Brief von 1850 stolz und resigniert zugleich vor den Leser gestellt: «Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohltat der Zeit . . .» Aeüßerungen ähnlicher Art sind zu häufig, als daß sie eine einmalige, vorübergehende Phase in Stifters Selbstbewertung bezeichneten; nicht zuletzt gehört diese Unerbittlichkeit der Klarsicht zu seiner Größe.

Dieselbe, noch härter geübte Klarsicht gegen sich selbst teilt der Dichter der zweiten Hauptgestalt des *Nachsummers* zu, dem alten Risach. Im Staatsdienst zu außergewöhnlichen Würden gelangt — mit großen Orden ausgezeichnet, geadelt, mit dem Kaiser nahezu befreundet —, erkennt er: «Ich war für denselben nicht geeignet.» Die

äußere Laufbahn, also das Urteil der Menschen, widerspricht dieser Einsicht, die übrigens nicht einer unangemessenen Selbstquälerei entstammt, sondern einer schließlich das Uebergewicht behauptenden künstlerischen Neigung und wohl auch, bis zu einem gewissen Grad, Veranlagung. In dem, was ihm in der Welt Glanz und Erfolg verlieh, betrachtet er sich als gescheitert, in dem, was ihn vor der Welt verbirgt, als der Erfüllung entgegenlebens. Vom Handeln kehrt er zurück in die reine Betrachtung einer dadurch zur Ruhe und Leidenslosigkeit gelangenden Welt, welcher er, nun ein Genießender, an Schmerz entrichtet hat, was sie ihm abforderte. Dadurch eben wird er zum Vorbild des Jünglings, der sich mit gemessener Gründlichkeit vorbereitet, um «alle jene Eigenschaften zu erwerben, welche ihm zur Erfüllung seiner neuen Pflichten und zur Darstellung jener Menschenwürde überhaupt nötig sind, ohne welche man ein Teil der besseren menschlichen Gesellschaft nicht sein kann».

Er, Risach, ist der Darstellende, der Repräsentant der Menschenwürde, deren Denkmal der Roman sein will, er, der seinem Tun entsagt hat, um nun, durch Zufallsgunst des Schicksals, einem bildsamen Strebenden alles sein zu können. «Am Sein erhalte dich beglückt» — durch das Liebesopfer und das Opfer für das Allgemeinwohl, den Staat, durch Verzicht gegen das Herz und hingebende Leistung gegen das Herz hat er sich eine Krone erworben, für welche die verliehene seines Wappens symbolisch zu stehen hat. Den letzten Teil seines Lebens ist er für sich — für Heinrich und Gustav, die nicht seines Blutes sind, in denen er durch seine Ausstrahlung den geistig-sittlichen Menschen zeugt und erweckt. «Das Beste aber, was der Mensch für einen tun kann, ist doch immer das, was er ist.»

*

Goethes pädagogischer Provinz entspricht bei Stifter die pädagogische Zelle: ein kleinster, in Stete miteinander verbundener Kreis moderner Menschen, die in archaischer Einfachheit Grundverhältnisse des Daseins zur Erscheinung bringen. Der schöne Alte mit den schlohweißen Haaren und der altmodischen Joppe ist Bauer, Gärtner, Vogelheger, der Ordnung der Erdmächte zugewandt wie der Bereicherung und Läuterung seines Geistes. In großen symbolischen Gebärden verbringt er den Abend seines Daseins. «Das Alter setzt mehr Bäume und baut mehr Häuser als die Jugend.» Er ist, nachdem er sie eine Zeitlang mitbestimmt hatte, aus der Geschichte herausgetreten, überzeugt, daß die reinste Einwirkung nur von Seele zu Seele, von Geist zu Geist statthabe in der persönlichen Berührung.

Seine letzte Leistung wird sein: die Herausbildung des Edlen in zwei jungen Männern durch Lehre, zur Hauptsache aber durch Beispiel, und die Stiftung zweier Ehen, von denen eine geschildert, die andere — Klotilde und Gustav — mit einer Andeutung in Aussicht gestellt wird. Im kleinsten Menschenverband soll Ordnung, das ist Harmonie, erzielt werden: in Freundschaft und Ehe. «Mein Sohn», sagt Risach zu seinem jungen Freund, «nach dem, was heute vorgefallen, ist deine erste Pflicht, ein edles, reines, grundgeordnetes Familienleben zu errichten. Die Familie ist es, die unsern Zeiten nottut, sie tut mehr not als Kunst und Wissenschaft, als Verkehr, Handel, Aufschwung, Fortschritt oder wie alles heißt, was begehrenswert erscheint. Auf der Familie ruht die Kunst, die Wissenschaft, der menschliche Fortschritt, der Staat . . .» Die Preisrede auf die Familie geht in entschlossener Erbaulichkeit noch weiter. Sie ist in Gegensatz gestellt zu den Tendenzen der Zeit, nach welchen der Schwerpunkt des Einzelnen ins Allgemeine verlegt wurde und jede Unstimmigkeit des persönlichen Lebens entschuldigend auf die gesellschaftlichen Umstände zurückgeführt wurde, unter Verabsolutierung einer Teilwahrheit. Von der Zelle aus will Stifter den Staatskörper in seiner Gesundheit wiederherstellen, während die politischen Ganzheitsmediziner die örtliche Erkrankung nur als Symptom des gestörten Gesamtzustandes auffaßten.

*

Der pädagogische Eros ist im *Nachsommer* dermaßen vorwaltend, daß sich die Liebe sozusagen ebenfalls nach seinen Satzungen entfalten muß. Ihr ist auferlegt, nicht das natürliche, sondern das sittliche Wesen der Ergriffenen auf die Spitze zu treiben, wo es in verklärter Körperlosigkeit zittert. Zwei Liebesgeschichten sind einander entgegengestellt und zugleich an einem äußersten Ende noch miteinander verflochten: wie Heinrich und Natalie in sorgfältig abgewogener Stufung einander nahen, in edler Mäßigung einander sich und die prästabilisierte Harmonie ihrer Herzen offenbaren, ohne die Last des mindesten Schattens auf sich gefühlt zu haben, da erzählt der alte Risach seine schmerzliche Lebensgeschichte.

Als armer Hauslehrer hatte er Mathilde, die spätere Mutter Nataliens, geliebt und sie ihn. Sie, die Komtesse Makloden, war noch zu jung, als daß ihre Eltern sie dem noch unbewiesenen Risach anvertrauen wollten. In einem Gespräch mit ihrer Mutter läßt er sich dazu herbei, die heimliche Verlobung mit Mathilde zwar nicht völlig zu lösen, aber in eine Art von bedingter Bewährungsfrist umzuwandeln. Das junge Mädchen empfindet dies als Schwäche und Verrat an ihrer stürmisch nach Biegen oder Brechen verlangenden Liebe, der Kom-

promiß ist ihr unfafßbar — zutiefst verwundet, kehrt sie sich ab von dem, der, wie sie hellstichtig weiß, ihre einzige Liebe bleiben wird. Beide heiraten, bleiben glücklos, werden Witwer, finden sich dann im beruhigten Gang des Alters zu einer Freundschaft, in welcher die das Elementare bannenden Formen der Gesellschaft genau innegehalten werden.

Erst gegen das Ende des Romans hin wird diese erregte Novelle in den Zusammenhang eingebaut, kontrapunktisch als Beispiel unglücklicher, weil leidenschaftlicher Liebe. Stolz und Ungeduld der Leidenschaft haben das junge Mädchen bis zu äußerster, mithin maßloser Forderung an ihren Geliebten getrieben; er entspricht ihrer Erwartung nicht und wird verworfen. Grausam wütet die Leidenschaft gegen den, der sie hegt; sie sprengt das Maß, sie entfesselt, gleichviel in welcher Gestalt, Unmenschliches im Menschen. Sie versucht, Zeit zu überspringen, sich über Gesetze der gemäßen Entwicklungen hinwegzusetzen. Es lag Stifter daran, zu zeigen, wie das, was für die Gesellschaft gilt, auch für den Einzelnen gelte. Leidenschaftliche Liebe, das ist ihm Revolution im Kleinen mit absoluten Forderungen und mit zerstörerischen Folgen. Ungezügelter Leben zerstört Leben: dies aufzuzeigen, ist warnende Absicht des Dichters.

*

Wohltemperiert ist im Gegensatz dazu das Klima, in dem der junge Held und Natalie sich einander zuneigen. Die beiden sind in völlige Windstille hineingestellt; kein Blitz, kein Brausen, kein Wetterdunkel.

«Natalie, bist du glücklich?» sagte ich nach einer Weile.

«Ich bin es in hohem Maße», antwortete sie, «mögest du es auch sein.»

Dieser kleine Dialog ist sehr sprechend für das Verhältnis der Liebenden zueinander. Keinen Augenblick ist ihre Selbstbeherrschung gefährdet durch Selbstvergessenheit; alles Stürmische, Ueberschwängliche kommt überhaupt nicht auf bei soviel maßvoller Gehaltenheit. Die Zurückhaltung der noch verheimlichten Liebe wirkt überzeugender als deren Offenbarung, wo die nahezu geschlechtslose Musterhaftigkeit der beiden etwas leicht Aeltliches aufzuweisen scheint, eine verborgene Furcht davor, sich ganz ergreifen und hochtragen zu lassen, in jene selbstgeschaffene Welt Liebender, die ein stets erneuter Versuch zur Paradiesgründung inmitten der vorgefundenen Welt und ihren hinzunehmenden Unfreiheiten ist. Ungemein eingeordnet erscheint das Paar hier durchwegs, beinahe zu sehr vorbelastet von dem Bewußtsein, einst mehrere Vermögen und Häuser mit liegendem Grund erben zu müssen. Ernst, verfeinertes Verantwortungsgefühl,

Würde erfüllen es so, daß der Humor auch nicht den schmalsten Platz findet, um die durchgehaltene Feierlichkeit sich selber und so mancher Alltäglichkeit gegenüber ein wenig aufzuhellen und, von einem freieren Standort aus, doch auch als bedingt und nicht absolut geltend oder gültig erscheinen zu lassen.

Im *Nachsommer* wird nie gelächelt. Auch das Liebespaar ist ganz auf Stifters schweren Ernst gestellt, der unter dem fast übermenschlichen Anspruch einer letzten Gerechtigkeit gegen die Welt und ihre Dinge steht. Dem Dichter geht es, als wäre er ein neuer Moses, um das Gesetz, in dessen währendem Gericht der Weltlauf steht; nur daß er es nicht von sich aus erlassen und verkünden, sondern im Denkstil des 19. Jahrhunderts, als in der Naturanlage des Menschen und seiner Ordnungen vorgegeben, entdecken und aufweisen will. So ordnen sich ihm auch die geringsten Kleinigkeiten ein unter die letzten Dinge. Vor ihrer objektiven Gegebenheit verbietet sich ihm ein betont persönliches Schalten oder gar Umspringen als vermessen oder «frivol». Namentlich ziemte sich das Spielerische nicht, auch nicht in persönlich geistreicher Form. Wilhelm Meister war mit seiner theatralischen Sendung im Leben als Spiel und im Spiel als Leben; Stifters Erziehungsroman hat außer dem bürgerlich beschränkenden «Ernst des Lebens» keinen Spielraum mehr. Eine immer weiter sich öffnende und eine geschlossene Welt stehen da einander entgegen.

*

Echter Ernst ist ja der Steigerung nicht eigentlich fähig; so nimmt denn alles in seiner Sphäre fast gleiche Bedeutsamkeit an. Das heißt: große Bedeutsamkeit aller Elemente aller menschlichen Beziehungen und Betätigungen. Die Beziehungen Alter — Jugend; Mann — Frau; Kind — Eltern u. a. sind auf so einfache, grundgegebene Verhältnisse zurückgeführt, als hätte Stifter eine Art von gesellschaftlicher Urpflanze darstellen wollen. So ist auch das Verhalten der Personen zueinander nicht auf psychologische Eigentümlichkeit, nicht auf fesselnde Handlung oder symbolischen Doppelbezug angelegt. Die Empfindungen dieser Menschen reichen mit lebendigen Wurzeln durch alle Auflagerungen der Geschichte hinab in Urgründe der Seele. Bei aller Kultur haben diese Wahlverwandten sich die pflanzenhafte Empfindsamkeit edler Vertreter von Naturvölkern bewahrt. Ihr Ernst — und der des Dichters — hat archaische Züge; er bezeugt die Verletzlichkeit des persönlichen — modern bewußten — Würdegefühls, das geschont sein will, aber auch großartig ist im Gewähren von Schonung. Jedes Wort, jede Gebärde, der Gruß, das Gespräch, alles ist von den Tiefen ursprünglichen Empfindens her gesehen als Befreiung, Beschwichti-

gung, als Gewähren oder Abwehrzauber, als Berührung der darob erschauernden Seele. Daher die zahllosen Förmlichkeiten, die den Umgang der kleinen Gemeinschaft beinahe bis zur Pedanterie bestimmen: sie sind Zauber, der das so leicht verwundbare Innere behüten soll. Bis ins Geringste ist das wohlausgebildete gesellschaftliche Zeremoniell als von Urzeiten her bewahrte, grundlegende Menschen- erfahrung beschrieben; das ganze Buch ist ein Ritual.

Die unscheinbare Woche wird zu lauter Sonntagen erhöht; es ist, als sollte in jeder Einzelheit des Alltags das ganze säkularisierte moderne Dasein vom gereinigt Menschlichen aus wieder geheiligt werden. Die Menschen begegnen und bewegen sich wie bei einer liturgischen Handlung. Das Wiederkehrende, Festgeprägte ist hier mit Absicht vorgetragen, nicht allein aus Mangel an Erfindungskraft, wie dem Dichter vorgeworfen wurde. Unbedeutendes wird mit Bedeutsamkeit befrachtet — ob aus einem Zuviel oder Zuwenig an Glauben, bleibt ungewiß, und ohne das Doppelspiel dieser Ungewißheit lebte der Roman kaum mehr. Ein Maler pinselt an einem Gemälde, einer Landschaft, Tüfelverkleidungen werden gezeichnet, Zithergezirp eines Jägerspielen spielt zwischendurch eine Rolle, die «Feierlichkeit der Feldarbeit» findet Erwähnung; es sind alles klassizistisch gesehene, schematische Unternehmungen ohne Eigenart und Eigen-Sinn, und doch werden sie aus Lebensfrommheit in eine religiös getönte Sphäre erhoben, wie in einer Vorangst der Bedrohung ihrer eigenen Sphäre.

Auch die wesentlich schöpferischen Vorgänge sind hier Zeremonien; daß sie vollzogen werden, ist wichtiger als was dabei herauskommt. Die Ausübung der Kunst steht in der Rangfolge an erster Stelle; mit einer Feierlichkeit ohnegleichen ist von ihr die Rede, denn in ihr wiederholt sich immer aufs neue, in Analogie zur Messe, ein Geheimnis stofflicher Wandlung. Mit der Ehrfurcht und der Demut altchristlicher Marienmaler hat Stifter von der Kunst gesprochen, indessen ist bei ihm, obwohl christliche Voraussetzungen dem Roman unausgesprochen zugrundegelegt sind, der Kult der Kunst so weit getrieben, daß zu seiner Herauslösung aus der metaphysischen Ordnung und zu seiner Verselbständigung nur noch ein Schritt nötig war. Mit Anstrengung wird das Gute mit dem Schönen zur Deckung gezwungen, und die Menschen des *Nachsommers* bewegen sich, als befürchteten sie, diese Identität durch eine unwillkürliche Regung zu gefährden.

Wenn Stifter, wie es in einem Brief heißt, den Roman «wahrscheinlich um der Schlechtigkeit willen» geschrieben hat, die er in seinem Zeitalter erblickte, so machten ihre negativen Bestimmungen die positiven des Werkes aus. Die Insel der Zeitenthobenheit sogar noch, entworfen als idealistische Korrektur der nachgoethischen

Epoche, kann ohne Bezüge zur Zeit — ihrer Geburtszeit — nicht bestehen. Sie ist eine gefährdete Atlantis am Bruchrande des Klassizismus, so sehr auf eine aus geschichtlichen Bestandteilen bestimmte Idee gediegener Vollkommenheit erbaut, daß sie in ihrer Gebrechlichkeit keine Viertelstunde lang einen Mephisto ertrüge, sondern unter ihm versänke. Auch ihre Schönheitstheologie wendet sich nicht gegen den Teufel, sondern von ihm ab. Vom Wagnis wird sie nicht versucht, sie behilft sich mit dem von den Vätern in geschlagenen Schlachten gesicherten Bewährten. So vermag sie sich in ihrer Schwäche und Bedrohnis rein zu erhalten, und dies ist wiederum eine besondere Gattung von Stärke.

Aber sie gibt nicht das ganze Maß für Stifter. *Witiko* gibt es, wo der Dichter zum Ursprung einer größeren, welthafteren, geschichtlichen Welt zurückgeht und ihren Prozeß auf sich nimmt.